Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 8 Sonnabend, den 14. Ostermond 1928. Nr. 8

Otto Knoop.

Zu seinem 75. Geburtstag.

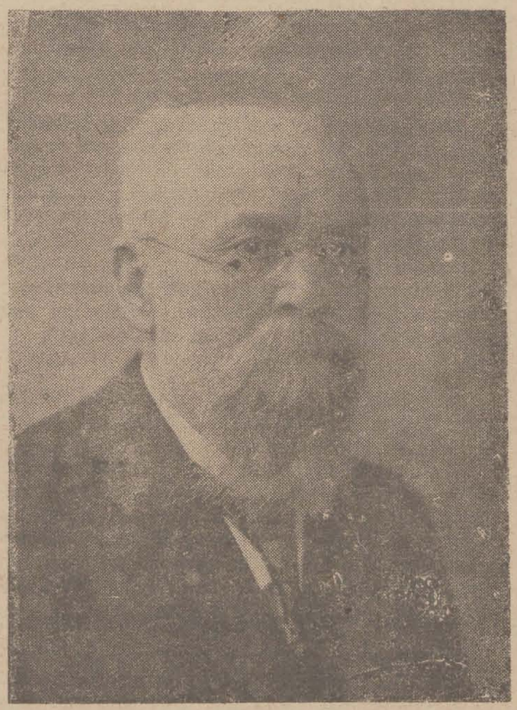
Die Beschäftigung mit den Erscheinungen der volkstümlichen deutschen Kultur ist verhältnismäßig jung; und noch späteren Datums ist ihre systematische Zusammenfassung zu einer wissenschaftlichen Disziplin unter der Bezeichnung „Deutsche Volkskunde".

Erst die jüngste Zeit nach dem Zusammenbruch unseres Volkes unter dem neidischen Haß seiner Gegner hat weite Kreise bei uns die Bedeutung des Volkstums und der Volkskunde für den vaterländischen Gedanken erkennen lassen und ihnen gezeigt, daß in der Heimat Schätze verborgen sind, die man in der weiten Welt vergeblich sucht. Aus der Kenntnis der kulturellen Eigenart unseres Volkes erwächst das Bewußtsein der Pflicht, diese Eigenart zu erhalten und zu pflegen und damit die wahre Liebe zum angestammten Volk und Vaterland.

Viele Hände und Köpfe sind heute tätig, deutsches Kulturgut zu sammeln und zu erforschen. Wer selbst auf diesem Gebiete mitzuarbeiten sich bemüht, der weiß, wie vieles von alten volkskundlichen Erscheinungsformen unter dem nivellierenden Einfluß der städtischen Zivilisation bereits verschwunden ist. Vielfach finden sich nur noch Reste der alten Bräuche und Anschauungen, heute nicht mehr verstanden und unverständlich, wenn wir nicht Aufzeichnungen aus früheren Jahrzehnten hätten, die der wissenschaftlichen Forschung wertvolle Bausteine für die Erklärung der oft kärglichen Ueberlieferung bieten.

Unter denjenigen Männern, die sich nicht allein um die rechtzeitige Sammlung und Aufzeichnung, sondern auch um wissenschaftliche Bearbeitung volkskundlicher Dinge schon seit Jahrzehnten gewissenhaft und mit Erfolg bemüht haben, verdient einen Ehrenplatz Professor Otto Knoop-Stargard, den Lesern unserer Heimatbeilage durch zahlreiche wertvolle Beiträge seit Bestehen unseres Blattes bekannt. Er wurde am 20. April 1853 zu Karzin im Kreise Stolp als Sohn des dortigen Lehrers August Knoop geboren. Von Ostern 1869 ab besuchte er das Gymnasium zu Stargard und bestand dort die Reifeprüfung Michaelis 1873. Zu seinen Lehrern gehörte der Oberlehrer Dr. Blasendorff, der, wie er selbst, einst von dem Pastor Palis in Freist im Kreise Stolp für das Gymnasium vorbereitet worden war. Von ihm empfing er auch die ersten Anregungen zum Aufmerken auf volkskundliche Stoffe. Von Michaelis 1873 bis 1876 besuchte er die Universität Greifswald und war dann 2½ Jahre im Hause des Rittergutsbesitzers Scheunemann zu Stojentin im Kreise Stolp tätig. In diese Zeit fallen seine ersten Aufzeichnungen pommerscher Sagen und die Bekanntschaft mit mehreren jungen Lehrern, die ihm neues Sagenmaterial zuführten, so daß schon damals der Plan entstand, einst eine neue Ausgabe des alten Temme oder ein neues pommersches Sagenbuch zu schaffen, eine Absicht, die jedoch erst im Jahre 1885 ausgeführt werden konnte.

Am 1. April 1879 ging Otto Knoop als Lehrer in die Provinz Posen und war hier hintereinander an den Gymnasien zu Lissa, Bromberg, Posen, Gnesen und Rogasen tätig. Schon in Lissa lernte er die ersten Posener Sagen kennen, und es gelang ihm nach und nach eine stattliche Anzahl von deutschen Sagen aus der Provinz zu sammeln, und des Polnischen kundige Schüler und einige jüngere Lehrer unterstützten ihn eifrig auch in der Sammlung polnischer Sagen. Inzwischen waren auch mit Unterstützung pommerscher Freunde wie Asmus, Archut,



Professor Otto Knoop.

Dassow, Gadde, Radieske u. a. die pommerschen Sammlungen bedeutend angewachsen und so erschienen 1885 — 45 Jahre nach Temme — seine „Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern", leider in einem Posener Verlage, der sich nach dem ersten Anlauf nicht weiter um die Verbreitung des Buches kümmerte. Inzwischen entstand eine Reihe von Studienarbeiten über die „Neuentdeckten Göttergestalten in der Norddeutschen Tiefebene". Sie sind unter dem Einfluß und in dem Sinne des Herausgebers der Zeitschrift für Deutsche Volkskunde, Dr. Beckenstedt entstanden, der eine scharf feindliche Stellung gegen die hauptsächlichsten Vertreter der damaligen Volks- und Sagenkunde einnahm.

Anfang der neunziger Jahre wurde Knoop mit Dr. Alfred Haas-Stettin bekannt. Ein Besuch in Stettin und eine längere persönliche Aussprache ließ in beiden den Plan reifen, für Pommern eine eigene Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches zu begründen, wobei Knoop besonders die Bearbeitung des hinterpommerschen und Haas die des vorpommerschen Materials zufiel. Der Plan fand bei den Freunden der beiden Forscher allenthalben begeisterte Zustimmung und das Versprechen weitester Unterstützung. So traten denn am 1. Oktober 1892 die Blätter für Pommersche Volkskunde im Verlage von Johs. Burmeister in Stettin ins Leben, herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas. Sie gingen vier Jahre später in den Verlag von A. Straube in Labes über. Eine überaus reiche Fundgrube für den volkskundlichen Forscher! Nach 10jährigem Bestehen mußten die Blätter leider wegen Mangels an Material eingehen. Mit Schuld daran war die Gleichgültigkeit des Publikums und besonders auch der höheren Schulen, von denen kaum eine in Pommern ein vollständiges Exemplar dieses wertvollen Werkes aufzuweisen hat. Größeren Erfolg hatte später die Herausgabe der „Kolberger Erzählungen und Sagen" 1898 in Gemeinschaft mit F. Asmuß.

In jene erste Zeit schriftstellerischer Tätigkeit fallen auch verschiedene Veröffentlichungen in den Baltischen Studien: Fürst Witzlaw III. von Rügen und der Ungelerde (1883); dichtete Fürst Witzlaw von Rügen in niederdeutscher Sprache? (1884); der Heilige Georg in der Pommerschen Volkssage (1848); Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner (1891). Dazu kommt eine ganze Reihe kleiner Mitteilungen zur pommerschen Sage und Sprache in Zeitschriften, besonders in den Monatsblättern der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, in den Schriften des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Im „Posener Tageblatt" 1894 erschien ein längerer Artikel „Schwank und Streich aus Pommern", der dann auch als Sonderdruck in Buchform herausgegeben wurde, leider nur in fünfzig Exemplaren, so daß das hübsche Büchlein kaum oder wenig bekannt geworden ist. Es enthält zuerst die bekannten Zanower Streiche, dann aber auch zahlreiche andere aus ganz Pommern. Nicht vergessen werden dürfen hier zwei wichtige Veröffentlichungen zur pommerschen Mundartenforschung: Plattdeutsches aus Hinterpommern, I. Sammlung: Sprichwörter und Redensarten, 1890; II. Sammlung: Fremdsprachliches im hinterpommerschen Platt nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen, 1890 und 1891. Beide Sammlungen erschienen als Beilagen zu den Programmen der Königlichen Gymnasien zu Gnesen bzw. Rogasen.

Nach dem Eingehen der Blätter für Pommersche Volkskunde 1903 beschäftigte Knoop sich fast ausschließlich mit der Sage der Provinz Posen. Dem großen Posener Sagenbuch (1893), das im Auftrage der Historischen Gesellschaft der Provinz Posen erschien, folgten: Ostmärkische Sagen, Märchen und Erzählungen (1909), Sagen der Provinz

Posen (1913), Posener Geld- und Schatzsagen (1908), Posener Märchen (1909), Posener Dämonensagen (1912), Volkstümliches aus der Tierwelt (1905), sowie Beiträge zur Posener Sagengeschichte in den Hessischen Blättern für Volkskunde 1904—1918. Fast zahllos sind die Veröffentlichungen in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, in den schlesischen Mitteilungen für Volkskunde, in der Monatsschrift „Aus dem Posener Land" u. a. Seit 1897 gab Knoop außerdem das Rogasener Familienblatt heraus, Jahrgang 1—9 (1897—1905) und Jahrgang 10—13 (1911—1914). Auch sie bringen viel wertvolles Material über alle möglichen volkskundlichen Dinge.

Die Zeit des Weltkrieges ließ auch Knoop wenig Zeit für private Arbeiten. Erst nach seiner Pensionierung, die am 1. April 1919 erfolgte und ihn nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in seine Heimatprovinz, nach Stargard, zurückführte, konnte er sich wieder und nunmehr ganz seinen Lieblingsstudien widmen. In rascher Folge erschienen von ihm in Einzelausgaben Stargarder Sagen 1924, darnach für die einzelnen Kreise Regenwalde 1924, Naugard 1925, Stolp 1925, Lauenburg 1925, Dramburg 1926, Kolberg-Körlin 1927 und Rummelsburg 1927/28 zunächst in „Uns. Heimat". Das Manuskript der Sagen des Kreises Bütow liegt druckreif vor. Daneben finden sich zahllose Aufsätze zur pommerschen Volkskunde, besonders über Sage und Orts- und Flurnamenforschung in allen möglichen Zeitschriften und Zeitungen, namentlich auch in diesen Blättern.

Es ist ein reiches Werk, auf das Professor Knoop an seinem 75. Geburtstage, den ihm ein gütiges Geschick in voller geistiger Frische zu begehen vergönnt, zurückblicken kann. Schier unerschöpflich ist der Quell, aus dem er immer wieder neue Schätze spendet wie die erst jüngst in diesen Blättern begonnenen „Kleinen Beiträge zur Pommerschen Volkskunde".

Wir wünschen Herrn Professor Knoop, dem Altmeister der pommerschen Sagenforschung, daß er uns und der volkskundlichen Wissenschaft noch lange Jahre in ungebrochener Kraft erhalten bleiben möge!

Dr. F. E. Schulz.

Gespenster-Furcht und furchtsame Gespenster

Zur Volkskunde von Hinterpommern.

Von Dr. Heinrich Rogge-Neustettin.

I.

Gleichviel, ob man die Aufklärung für den größten Fortschritt in der Geschichte des Sittlichen hält oder als gefährliche Entwickelungskrankheit des Menschengeschlechts ansieht . . . In jedem Falle ist es volkskundlich von besonderer Bedeutung, festzustellen, wie der alte Volksglauben hierzulande stirbt oder zu anderen Formen sich wandelt —: zum Völksmärchen, zum literarischen Märchen, oder zu den seltsamen Arten moderner Metaphysik, mag man sie als Okkultismus bezeichnen, oder wie sonst.

Damit fallen der Sagenforschung eigenartig verantwortungsvolle Aufgaben zu, die nicht von Schreibtisch und Bibliothek her zu erfassen sind, sondern erfahrungsmäßig in das leibhaftige Leben der Volksseele hineinzufühlen und fragen verlangen.

Zu solcher Empirie war in den jüngst vergangenen Jahren eine besonders günstige Gelegenheit geboten durch die bekannten Poltergeister von Neustettin — der Stadt sowohl wie der benachbarten Dörfer Soltnitz und Hütten. Die Ereignisse gewannen dadurch eine besondere Bedeutung, daß zu gleicher Zeit die Zeitungen allerlei Nachrichten brachten über das Spukhaus von Dingsda (mit Abbildung), und allerlei Mitteilungen oder Gerüchte über spiritistische Erscheinungen sowohl in der Presse wie von Mund zu Mund überliefert wurden, und gleichzeitig der „Sagenkranz von Neustettin" im Druck erschien. Monatelang haben die Poltergeister von Neustettin im Volksmunde des Städtchens und der ganzen Gegend als Tagesgespräch gespukt. Uns sind Gespräche zu Ohren gekommen, in denen dieser Spuk allen Ernstes als gleichartiges Problem zusammen mit den Geisterphotographien — den „Materialisations-Phänomenen" — eines bekannten wissenschaftlichen Spiritisten erörtert wurden.

Anderseits fehlt es nicht an ernsthaften Männern, die da fordern, daß man noch heute oder gerade heutigen Tages die Volkskunde oder Sagenforschung betreiben müsse als Kampf gegen den Aberglauben, und darin weit rücksichtsloser vorgehen als weiland Fürst Paphnutius, der, wie man weiß, dazumal die Aufklärung in seinem Reich einführte durch ein Edikt, das Zauberer und Feen außer Landes verwies, aber immerhin doch der Feenkönigin gestattete, in dem adligen Fräuleinsstift ihre Tage zu verbringen.

II.

Eine Toleranz ähnlich der dieses weisen Fürsten findet sich nicht selten auch im Volke, das an der Schwelle der Aufklärung lebt.

Wenn der Volksmund uns noch von Zwergen oder Riesen zu erzählen wußte: da wollte er nicht eigentlich deren Existenz bezweifeln. Vielmehr pflegt das Verschwinden dieser mythischen Gestalten als körperliches Fortgehen gedacht zu werden. So wird von den „Unerrizles" berichtet, daß sie vor den Nachstellungen der Menschen geflohen sind, oder auswanderten, weil es ihnen hierzulande nicht mehr gefiel. Wie denn die „Hunen" verschwunden sind, weil ihr Geschlecht ausstarb. Das allerdings soll schon vor langen Jahren gewesen sein. Während das Zwergenvolk noch in unsern Bergen hauste, als die Alten von heute jung waren. Vor dreißig Jahren erschien auf den Neustettiner Viehmärkten regelmäßig ein biederer Landmann von Zwergenstatur, der vom Volksmund damals und bisweilen heute noch raunend als Wechselbalg bezeichnet wurde. Manche von den nachdenklichen Alten, die uns allerlei wundersame Geistergeschichten aus alter Zeit erzählten, haben dazu den Kopf geschüttelt und gemeint: Sonderbar sei es doch, daß früher der Spuk sich weit öfter gezeigt als heute, wo er nun selten noch erscheint, oder gar nicht mehr . . . ja, ja, es waren doch früher andere Zeiten als heute . . .

Selbst die Wasserjungfer, die früher bei Sparsee nicht selten spielende Kinder in das Wasser der Küddow zog, hat sich nun schon so lange nicht mehr gezeigt . . . — Wenn man den Kindern zuruft: „Geht nicht zu dicht an den See, sonst kommt das Wasserkalb Euch holen . . .", dann ist der Wassergeist zum Kinderschreck oder Kindermärchen geworden. Aehnlich werden die Zwerge zum Sprichwort, wenn etwa ohne sichtbare Ursache ein Stein auf den Weg rollte, und es dann heißt: „Das haben die Unerrizles getan . . ." — Manch einem aber, der sich zu den Aufgeklärten zählt, läuft das kalte Gruseln über den Rücken, wenn wieder einmal die Nachricht durchs Städtchen eilt: daß wieder wer im See ertrunken ist: so hat denn der Streitzigsee auch dies Jahr wieder sein Opfer geholt wie alle Jahre sonst . . .

Ein alter Schäfer, der uns unter andern wundersamen Geschichten auch allerlei merkwürdige Fälle von Peterlösungsspuk erzählte, bemerkte dazu: „Ist doch sonderbar, daß der Spuk damals in G. und der in H. allermeist nur Betrunkenen begegnet ist . . ." Von Spukerlebnissen Betrunkener ist uns öfters erzählt worden. Sei es, daß man über den Aberglauben des Trunkenbolds spottete; sei es, daß die Geschichte berichtet wurde, ohne den Zusammenhang zwischen Geistererscheinung und Alkohol zu beobachten oder zu betonen; sei es, daß man dergleichen Spukerscheinung zweideutig-vielsagend darstellte. Jener alte Schäfer zeigte sich als kluger und nachdenklicher Kopf — übrigens voller Standesbewußtsein: hat doch der alte Fritz gesagt, daß ein pommerscher Schäfer mehr versteht als ein Berliner Arzt —. Es war nicht möglich, zu ergründen, wie in seiner Seele Glauben und Zweifel sich die Wage hielten.

Zugegeben, daß in der Regel wohl die alten Sagen dann gerade mit packender Anschaulichkeit erzählt werden, wenn sie ein Erlebnis starken Glaubens an die Wirklichkeit der Sagengestalten sind. Es sind indeß bemerkenswerte Ausnahmen von dieser Regel hervorzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gollenweiblein.

Märchen von A. Hammerschmidt.

(Fortsetzung.)

Als er am nächsten Morgen erwachte, wollte er seinen Augen nicht trauen. Es war alles so ganz anders in der Stube. Der Fußboden war blitzblank aufgewischt, das Bett sauber geglättet, das Bild darüber, das immer schief gehangen hatte, war ins Lot gebracht, das Waschbecken auf dem Stuhle so rein ausgewaschen, wie er es noch nie gesehen hatte, und außerdem in eine Ecke, aus dem Wege gerückt, und daneben hing an der Wand ein schneeweißes Handtuch. Sein Schneiderzeug lag in schönster Ordnung, jedes Stück handgerecht auf seinem Platze, und das Weiblein war eben damit beschäftigt, die trüben Scheiblein des einzigen Fensters zu putzen, so daß die Sonne jetzt schon viel freundlicher als sonst in den ärmlichen Raum lachte. Mit einem Satze war der Schneider vom Tische herunter, und da stand auch schon das Weiblein vor ihm, lächelte und wünschte ihm knixend einen guten Morgen. Dann eilte es zur Waschschüssel, goß Wasser hinein, legte die Seife und das Handtuch zurecht und trippelte schneller, als es die kleinen Beine erwarten ließen, zum Fenster zurück, wo es die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. So sehr erstaunt war der Schneider über alles, was er sah, daß er nur stumm den Kopf wandte, von rechts nach links und von links nach rechts. Als er sich gewaschen und gekämmt hatte, war das Fenster fertig geputzt und der Schneidertisch aufgeräumt, und darauf dampfte die Morgensuppe. Erst jetzt erwachte der Schneider aus seiner stummen Verwunderung. Er bückte sich, reichte dem kleinen Wesen die Hand und lud es freundlich ein, seinen Morgenimbiß zu teilen. Sie kamen ins Gespräch.

„Wie schön es hier aussieht!" lobte der Schneider, indem er sich wohlgefällig umschaute. „Ich glaube, ein König kann es nicht besser haben. Und das alles ist dein Werk. Dank, tausend Dank!"

Das Weiblein schaute verschämt zu Boden und erwiderte dann mit seiner glockenhellen Stimme: „Was ich tat, ist meine Pflicht. Wenn ein Gollenweiblein in das Haus eines Menschen gelangt, muß es ihm dienen, so lautet unser Gesetz."

Der Schneider hatte eine Frage auf den Lippen.

„Nein, frage mich nicht!" wehrte das Weiblein ab. „Wir meinen es gut mit euch Menschen; aber was wir sind und was wir tun, dürft ihr nie erfahren."

Es klopfte. Ein neuer Kunde trat herein, um sich Maß zu einem Anzug nehmen zu lassen. Der Schneider war fast erschrocken über das unerwartete, seltene Ereignis. Er schaute das Weiblein an. Es lächelte und reichte ihm das Maß zu. Uebrigens blieb es nicht bei dem einen Besuche. Es kamen andere Kunden, nicht viele, aber doch genug, um den Schneider ausreichend zu beschäftigen, so daß er mit dem Weiblein ein besseres Auskommen hatte als vorher allein. Nur eins bedrückte ihn: Je länger es dauerte, um so trauriger wurde das Gollenweiblein. Es kam immer häufiger vor, daß es die Hände vor das Gesicht schlug und weinte.

Der Frühling war da, aber er erfüllte nicht die Hoffnung des Schneiders, daß er die Traurigkeit seiner kleinen Gefährtin lindern würde. Ihr Gesichtchen war schmal und bleich geworden, ihre Augen rot von dem vielen Weinen, und um den Mund lag ein tiefschmerzlicher Zug. Je näher der Johannistag heranrückte, umso schlimmer wurde es. „Es hilft nichts", meinte der Schneider in tiefster Betrübnis, „ich darf sie sich nicht in Schmerz vergehen lassen. Lieber will ich selbst wieder in mein trübseliges Leben zurückfallen und sie zu ihren Schwestern bringen. Wenn ich nur wüßte, wie und wann es geschehen kann! Ich werde sie fragen." Und er tat's. Was er erfuhr, war wunderbar genug. Die

Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde

Von Professor O. Knoop-Stargard.

7. Der Zwergenstamm der Codiller.

Im Kreise Saatzig, natürlich auch anderwärts in Mittelpommern, heißen die Zwerge Uellerkens, Uellerkes; dazu kommt noch bei Fr. Knack, Saatziger Sagen, ein andrer, recht fremdartig klingender Name: Codiller, Codillerzwerge. Es sind mehrere Familien, die im Dingelsberg in der Nähe des Enzigsees und im Dorfe Dingelsberg selbst wohnen. Anderwärts scheinen sie nicht vorzukommen, wenigstens beziehen sich die (Nr. 284—288) mitgeteilten Codillersagen nur auf Dingelsberg. Diese Sagen haben nichts Besonderes an sich; sie stimmen mit den übrigen Zwergsagen völlig überein. Höchstens könnte man aus Nr. 286 als bemerkenswert hervorheben, daß der Zwergenstamm der Codiller seinen eigenen König hat, der eine wunderbare Krone trägt, die aus einem einzigen Diamanten geschnitten ist, und daß man von den Zwergen, wenn man ihnen einen Gefallen erwiesen hat, als Geschenk eine unsichtbar machende Tarnkappe empfängt, die aber nur so lange ihre Wirkung behält, als man nichts davon erzählt. Auch sonst erweisen die Zwerge sich als gutmütig, und mancher ist von ihnen beschenkt worden.

Auffallend erscheint aber der Name der Codiller. Er sieht recht unerklärlich, altertümlich und geheimnisvoll aus. Ich habe ihn bisher anderwärts nicht gefunden. Vielleicht wird mancher den Versuch machen, ihn aus der wendischen Sprache zu deuten, oder er wird ihn vielleicht sogar bis in die vorwendische, also urgermanische Zeit verlegen und als einen Ueberrest von vorwendischer Sprache und altgermanischem Volksglauben betrachten, der sich durch die ganze Zeit des Wendentums bis in die Gegenwart erhalten hat. Es gibt ja gelehrte Männer, die mit aller Kraft nach solchen Beweisen suchen. Bisher haben sich diese aber immer noch, wenigstens für Pommern, entkräften lassen, und so liegt die Sache nach meinem Dafürhalten auch bei den Codillern. Ich stehe nicht an, den Namen Codiller für ein junges Erzeugnis zu halten, das durch ein sprachliches Mißverständnis entstanden ist, ähnlich wie die Namen der Falkenburger Zwerge und der Unnaheirs im Kreise Schlawe, die nicht Unterhirten, sondern Unterirdische sind (Rosenow, Sagen des Kreises Schlawe S. 83).

Und wie ist nun der Name Codiller entstanden? Den Zwergen wird vielfach das Attribut „gut" beigelegt, und da die Dingelsberger Zwerge gute und wohltätige Geister waren, nannte man sie „de goden Uellerkes, god' Uellerkes, Godüllerkes", und daraus sind dann in einer späteren Generation, der jene Bezeichnungen nicht mehr recht verständlich waren, Codillerkes und ohne die Nachsilbe „chen", deren Bedeutung man ja fühlte, Codiller geworden. Wann und durch wen das geschah, läßt sich nicht mehr sagen; jedenfalls aber dürfte der sonst dunkle Name Codiller damit erledigt sein, es sei denn, daß er sich auch in andern Gegenden Deutschlands vorfindet, wo sonst von den Uellerkes nicht die Rede ist.

Mitteilungen von fachmännischer Seite über diesen Gegenstand würden uns sehr angenehm sein.

8. Der Kampf der Dassower.

In „Kolberger Volkshumor" Nr. 161 wird erzählt, wie einst die Dassower ausziehen, um gegen einen vom Nachtwächter gemeldeten Feind zu kämpfen. Es ist der Morgennebel, der sich auf dem Dassower Moor erhoben hat und wie eine düstere Wolkenwand gegen das Dorf heranzieht. Gerüstet und bewaffnet gehen sie dem Feinde entgegen, voran der Schulze, auf seinem besten Ochsen reitend. Von einem Busbunk getroffen, fällt er rückwärts von seinem Ochsen, der ihn dann recht liebenswürdig und warm anpöbelt, und entsetzt ruft er: „Kinnekes, Kinnekes, rett mi; ik stick in mi'ne eigne Blaut!"

Dieselbe Geschichte ist mir später noch einmal in etwas andrer Form mitgeteilt worden, von wem, soll hier ungesagt bleiben. Sie lautet: Vor vielen Jahren gerieten einmal die Dassower mit den Marrinern wegen Grenzstreitigkeiten in einen Krieg. Alle waffenfähigen Männer zogen mit Forken und Dreschflegeln, mit Sensen und Aexten ins Feld. Vorauf ritt der Schulze, und da es sich nicht geziemte, es den Rittern gleich zu tun, war die Leitkuh der Dorfherde sein Reittier. Ueber den zwischen den beiden Dörfern liegenden Silberberg ging's auf den umstrittenen Grenzplan. Aber, o Mißgeschick! Im Angesicht des Feindes stockte plötzlich der kampfesmutige Zug. Die Kuh hatte einen krummen Rücken gemacht, um einem natürlichen Bedürfnis nachzukommen, und der Führer rollte hinter der Kuh in den Sand. „Bräuret, helpt mi; ik stick in minem eigne Blaut", schrie in Angst der Schulze. Und nun wurde der Führer gerettet, die unblutige Schlacht aber war verloren. Die Marriner behaupteten das Feld.

Während in dem ersten Schwank das Schwankhafte in dem Vorgehen gegen einen eingebildeten Feind und besonders in dem ungebührlichen Verhalten des Ochsen gegen den hochwohlweisen Schulzen liegt, gehört der zweite zugleich in den Kreis der Grenzstreitigkeits-Sagen, über die Dr. Schulz in seinen Kösliner Sagen S. 171 ausführlicher gehandelt hat. Auffallend ist, daß sich das an zweiter Stelle erwähnte Schwankenmotiv nicht in den Zanower Streichen findet; doch nimmt hier der Kampf um die Grenze einen andern Verlauf. Dagegen findet es sich in Pommern noch zweimal, in meinen Lauenburger Sagen Nr. 142: Der Krieg zwischen den Lebaern und Uhlingern, und Regenwalder Sagen Nr. 109: Die Schlacht zwischen den Winningern und Horstern. Beidemal wird der Bürgermeister oder Schulze von einem Busbunk angerannt; er fällt von seinem Reittier und stößt vor Schrecken den Rettungsruf aus. Ich habe diesen letzten Zug bisher anderwärts nicht gefunden, bin aber überzeugt, daß er auch schon alt ist.

Es sei mir gestattet, hier eine kleine Bemerkung über das sogenannte Bullenreiten in Pommern einzufügen. Herr Professor Haas sagt in seinem Aufsatz über Pommersche Bullenreiter in diesen Blättern, Jahrg. 1926 Nr. 10: „Wie es scheint, sind in früheren Jahrhunderten in Pommern Bullen, Ochsen und Kühe häufig als Reittiere benutzt worden, möglicherweise nicht überall, sondern nur in einzelnen Teilen des Landes, und vielleicht auch nur zu gewissen Zwecken und bei bestimmten Gelegenheiten." Das ist recht unklar und möglichst verklausuliert ausgedrückt, soll aber doch wohl besagen, daß sich aus den von Haas herangezogenen Schwänken und Redensarten ein solcher Gebrauch — ich will nicht sagen: Sitte — tatsächlich für Pommern feststellen läßt, wenn auch in beschränktem Maße. Das ist dann aber unrichtig, einmal weil, wie jeder Kundige zugeben wird, ein Rind als Reittier seinem Körperbau und seinem ganzen Charakter nach unmöglich ist. Wer es versuchen wollte, auf einer Kuh, die im allgemeinen recht zahm ist, zu reiten, würde sich bald den Sitzknochen durchreiten und herunterpurzeln, und ein Sattel läßt sich bei einem Rind schwerlich anbringen. Dann aber darf man doch aus solchen allgemeinen Schwankmotiven, auch wenn sie sich für eine Gegend häufiger finden, nicht auf eine bestehende Sitte schließen oder sie als eine solche ausgeben. Und warum soll gerade Pommern das Land der Bullenreiter gewesen sein? Die angeführten Schwänke sind doch gar nicht in Pommern entstanden, sie gehören zu der großen Schar der mittelalterlichen Schwänke, die schließlich auch nach Pommern gewandert sind und sich hier mit der Zeit an bestimmte Orte angeknüpft haben. Und die angeführten Sprichwörter sind doch alle negativ gehalten: es ist aber nirgends Mode, auf dem Bullen zu reiten. Wenn weiter erzählt wird, daß der mecklenburgische Ritter Klaus Hane auf einem Bullen aus der Schlacht geflüchtet sei, so ist das doch weiter nichts als ein derber Spott über den ritterlichen Flüchtling, der uns zeigt, daß man schon damals den Schwank vom Bullenreiten recht gut kannte; und ebenso ist auch die Erzählung von dem Schivelbeiner Bürgermeister, der in der Schlacht auf der Langenschen Heide auf einem Ochsen geritten haben soll, weiter nichts als eine Verhöhnung der besiegten Schivelbeiner durch die siegreichen Belgarder. Für einen Beweis von dem Dasein des Bullenreitens in Pommern bleibt also nichts übrig.

Man darf aber auch den Schwank nicht als geschichtliche Quelle benutzen wollen.

Gollenweiblein seien den Menschen gewöhnlich unsichtbar. Nur einmal im Jahre, in der Nacht nach dem Johannistage zwischen 12 und 1 Uhr, steigen sie zum Feste auf die Erde empor. Aber auch dann vermöge sie das Menschenauge nicht zu sehen, es sei denn, daß der Johannistag zufällig ein Sonntag mit Neumond sei und daß anstelle des Mondes ein Komet am Himmel erstrahle. Auch nur in der auf den Johannistag folgenden Nacht zwischen 12 und 1 Uhr könne ein verlorenes Gollenweiblein an der Stelle des nächtlichen Festes wieder Einlaß bei den Schwestern finden, wenn —. Hier hatte das Weiblein seine Rede abgebrochen, und keine Bitte des Schneiders, keine tröstende Aufmunterung hatte vermocht, es zu bestimmen, die Bedingung zu verraten. „Wenn du die Bedingung kennst", hatte es nur gesagt, „ist alles vergeblich".

„So muß ich mich bescheiden", antwortete der Schneider mit leise zitterndem Tone, und im stillen dachte er: „Ich weiß ja nun doch genug, um sie glücklich zu machen. Aber weh tut's, weh, als müßte mir's das Herz abdrücken".

Der Johannistag war herangekommen. Die Nacht vorher hatte das arme Weiblein kein Auge zugetan, fortgesetzt gestöhnt und sich auf seinem Lager hin und her geworfen. Auch der Schneider hatte nicht geschlafen. Noch einen letzten schweren Kampf hatte er ausgefochten zwischen seinem Wunsche, das Weiblein bei sich zu behalten, und der Absicht, es glücklich zu machen. Mit der Zeit jedoch war er ruhig geworden. Ein warmes Glücksgefühl belebte ihn, und heiter stand er auf. Sie bildeten einen seltsamen Gegensatz, der frohe Schneider und das zum Tode betrübte Weiblein, das den ganzen Tag über ein Zittern nicht loswerden konnte und Tränen über Tränen vergoß, obgleich es seine Arbeit so sorgsam verrichtete wie immer. „Das arme Wesen!" überlegte der Schneider. „Soll ich ihm von meiner Absicht Kenntnis geben, um es zu trösten? Wenn es aber der Bedingung entgegen wäre, die es mir verschwiegen hat? Nein, es geht nicht. Es wird sein Leid die kurze Zeit schon noch tragen können. An Heimweh stirbt man nicht so schnell."

Der Abend brach an. Der Schneider saß auf seinem Tische und schaute stillbeglückt bald nach dem Gollen, bald auf die gramvolle Gefährtin. Eine Lampe war unnötig, denn der Abend war hell, und es konnte auch eine helle Nacht erwartet werden. Das Weiblein hatte sich auf sein Bett niedergelegt und feuchtete die Kissen mit seinen Tränen. Sein Herz war so schwer, als müßte es aufhören zu schlagen, und doch klopfte es hörbar. Elf zeigte die Uhr. Da trat der Schneider leise an das Lager seiner Gefährtin, hob sie mit den Betten auf und eilte mit seiner Last aus dem Hause. Er schlug den Weg nach dem Gollen ein. An der Stelle angelangt, wo er vor einem Jahre das wunderbare Erlebnis gehabt hatte, setzte er sich in das Moos nieder, behielt aber seine Last auf den Knien. Gleich darauf richtete sich das Weiblein in den Betten auf und schaute ihn mit hoffnungsbangen fragenden Blicken an. „Da bist du wieder", sagte er weich, „woher ich dich in mein Haus genommen habe. Du warst mir eine liebe Gefährtin. Das Heimweh machte dich krank. Es tut mir sehr weh, mich von dir trennen zu müssen, aber mein Dank und der Wunsch, dich wieder glücklich zu wissen, sind stärker als mein Schmerz. Ich bringe dich zu deinen Schwestern zurück." Die Rührung übermannte ihn, so daß er kaum zu Ende sprechen konnte. Da fühlte er zwei kleine Arme um seinen Hals und fremde heiße Tränen rannen ihm über die Hände. „Dank, tausend Dank!" flüsterte es an seiner Brust. „Du guter Mensch! Wie bin ich glücklich! Ja, ich darf wieder heimkehren, da du freiwillig das Opfer bringst und damit die Bedingung erfüllt hast. Du hast mich gehütet und gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind nicht besser hüten kann. Ich werde es dir nie vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Von Reinhold Lange.

Es gibt ein Heimweh, dessen sich auch der Erwachsene nicht zu schämen braucht, das ist die tiefe, stille Sehnsucht nach den Klängen und Farben und Gestalten, nach den Wolken und Bäumen und Menschen der Heimat.

Ich kenne in meiner pommerschen Heimat eine Reihe von kleineren Ortschaften, deren Bewohner meinen, daß da „nichts los" sei. Es sind dabei Orte, die andere Leute gar nicht so langweilig finden, bei denen die Einheimischen nur durch die Gewohnheit abgestumpft sind. Mein Heimatdorf hat keine Berge, keinen Wald, hat vieles nicht, was anderswo Schönheit und Poesie erzeugt. Es handelt sich nur darum, das wirklich zu beachten, was da ist. Es ist überall tausendmal mehr Bemerkenswertes, als man auf den ersten Blick zu sehen glaubt. Mein stilles Dorf, ich weiß, du wirst verachtet von vielen — von allen, die die Schönheit nicht in den verborgenen Winkeln der Heimat suchen. Du bist ein bescheidener Weltwinkel, aber mir scheint, als könnte man in dir einen großen Schatz finden — den lieben, stillen Duft der Heimat, nach dem sich die Seele sehnt, wo sie auch weilen mag.

Der Mensch braucht etwas, das er liebhaben kann. Er braucht einen Platz auf der Erde, wo seine Seele verwurzelt ist. O Jugenderinnerung, wie steigst du so golden herauf mit einem Sonntagmorgen! Sie wandeln langsam die alte, graue buckelige Kanonstraße mit ihren Bogen und Schlangenlinien, mit ihren getreuesten Begleitern, den alten, hohlen Weiden und Pappeln, daher zur Kirche, die Dorfbewohner, Männer und Frauen in ihrer mitunter noch altererbten, eigenartigen Tracht, die zum Teil schon stark vergilbten Gesangbücher unter dem Arm oder in den Händen. Es sind noch recht viele der treuherzigen, wettergebräunten, von der Arbeit vorzeitig gefurchten Gesichter der Kirchgänger, auf die der stille Sonntagsfriede seinen sänftigenden Widerschein wirft. Hinter dem Wiesental, durch das die dunklen Erlen und glänzenden Weiden im Gänsemarsch ziehen als die Trabanten des tiefgebetteten Baches, ragt das spitze Dach des Kirchturms in die Höhe. Sein Haupt leuchtet im Morgensonnenschein; er steht da wie ein Prophet, der mit Gott geredet hat und das Dorfvolk segnet. Trotz seines verwitterten Aussehens ist er ein gutmütiger Geselle. Darum haben ihn auch alle lieb. Von früh bis abends ist Klingen und Klang um ihn, so daß er eigentlich etwas freundlicher in die Welt schauen könnte. In aller Herrgottsfrühe schmettern die Singvögel ihre ganze Lebenslust von der Turmspitze in den goldenen Dorfsonnenmorgen. Wenns Sonntag ist, dann heben die Glöcklein mit silberhellen Stimmen zu plaudern an, und auch die Glocken der Nachbarkirchtürme läuten wacker mit. Dann setzt sich der alte Dorfkantor an die Orgel, und die Kantaten, Fugen und Lieder brausen nur so um den alten Turm. Dazu singt die Gemeinde ihre Kirchenlieder, die der Turm schon alle auswendig kennt, so oft hat er sie schon gehört in all den Jahren. Zuletzt bringt ihm noch die Nachtigall in milder Maiennacht ein Ständchen im Pfarrgarten, und schließlich, schon halb im Schlafe, krächzt mit ein wenig verrosteter Stimme die Wetterfahne auf der Turmspitze.

Aber was wäre die Kirche mit ihrem Turm ohne den sie umgebenden alten Friedhof, der, schon mehrere Jahrzehnte lang seiner eigentlichen Bestimmung enthoben, jetzt mehr und mehr mit seinen uralten Bäumen einem Parke ähnlich ist. Was sind die architektonisch schönen Gärten der Neuzeit gegen dieses romantisch-verwachsene Fleckchen Erde! Wenn die große Kastanie im Schimmer ihrer weißen Kerzen strahlt, dann ist seine hohe Zeit. Was hat sie schon alles gesehen! Wie mancher fröhlichen Kinderschar spendete sie ihren Schatten. Wie manche fröhliche Hochzeitsgesellschaft schritt unter ihrem grünen Laubdache dahin, wie manche Trauergemeinde sah sie an ihrem Stamm vorbei dem Gotteshause zu pilgern!

Längs des Bächleins, das einer glitzernden Ringelnatter gleich das Wiesental durchschlängelt, gucken die Häuser aus dem Grün hervor, nicht eng aneinandergedrückt wie in der Stadt, sondern friedlich und allein, hier eins und dort eins. In den Gärten summen die Bienen. Unter einem großen Walnußbaum träumt ein alter Brunnen. Ab und zu kommt ein Mädchen, um Wasser zu holen. Langsam sinkt der Eimer hinab in die Tiefe und wird mit einer Stange wieder heraufgezogen. Märchen werden in der Seele wach von Goldmarie und Pechmarie. Denn auch das Märchen ist ein Dorfkind, in seinem Herzschlage rauschen die Bäche, ziehen die Mühlenräder, die Dorfkinderseelen und der sonnenlichtdurchklungene Tag des Bauern, dem neben der schweren Arbeit die süße Quelle der Träume und Kindergedanken unversiegbar rieselt und tropft. Und wie die Märchen in allen Stürmen des Lebens immer auf dem Grunde unsere Seele bleiben und uns immer wieder, selbst unbewußt, beglücken, so ist auch das Dorf in uns ein Bild des Friedens, der Gottesandacht und des heiligen Sichselbstgehörens in der Stille. In das Dorf hinein atmet Gott, und an der Melodie des Dorfes webt und wirkt Urmutter Natur.

Der Mond kraugt.

In Uns. Heimat 1928 Nr. 1 hat Prof. Dr. Teuchert die Redensart „der Mond beiert bzw. kraugt" für das täglich spätere Aufgehen des Mondes erörtert und 1928 Nr. 2 den rätselhaften Ausdruck „Haitnie" für den zunehmenden Mond mitgeteilt. In einer schleswig-holsteinischen Sage, die bei Grässe: Preuß. Sagen II Nr. 1326 überliefert ist, findet sich eine Stelle, die über die weitere Verbreitung der der Redensart zugrunde liegenden Anschauung Auskunft gibt. Nach der Sage möchte der Teufel die Pferdejungen, die des Nachts auf dem Felde so viel Unfug trieben, für sich haben und mit in die Hölle hinabnehmen. Aber der liebe Gott verschaffte ihnen aus Mitleid noch Aufschub der Strafe bis nach dem Herbste und gestattete dem Teufel sie erst dann abzuholen, wenn alles Laub abgefallen sei. Als dann aber die Zeit kam, daß alles Laub abfiel, hatte der liebe Gott abermals Mitleid mit den Pferdejungen und befahl den jungen Buchen, sie sollten ihr altes Laub nicht früher abwerfen, als bis im nächsten Frühling das junge grüne Laub dazwischen wieder hervorsprieße. Wie nun der Teufel kam, um die Pferdejungen zu holen, zeigte ihm der liebe Gott das Laub auf den jungen Buchen, und der Teufel mußte voll Aerger zur Hölle zurückkehren. Aber der liebe Gott tat noch mehr. Weil die armen Menschen im rauhen Herbste bei jeder Witterung ihren Schlaf auf dem Rücken eines Pferdes halten mußten und in dunkler Nacht nicht einmal ihr eigenes Selbst sehen konnten, so dauerte es den lieben Gott um sie, und er befahl dem Monde, nach Michaelis vierzehn Tage stets um dieselbe Stunde aufzugehen und den Pferdejungen den ganzen Abend und die Nacht zu leuchten. Weil nun dieses dem Monde sehr unangenehm war, da er am Abend gerne im Wirtshause saß, so knappte derselbe jeden Abend ein wenig mehr ab, wagte aber doch nicht, ganz wegzubleiben, um den lieben Gott nicht zu erzürnen. Man sagt daher noch heutigen Tages: „Der Michaelismann geht zu Bier!" und nennt ihn noch den Pferdemond, obgleich man keine Pferdejungen mehr hat und in einigen Jahrzehnten selbst nicht mehr ahnen wird, woher der Name entstanden ist.

A. Haas.

Der aussterbende Dachs in Pommern.

Zu den Tieren der pommerschen Wälder, welche vom völligen Aussterben nicht mehr weit entfernt sind, gehört der Dachs. Das zeigt sich schon darin, daß überall dort, wo noch einmal ein Dachs zur Strecke gebracht wurde, dies als „seltene Jagdbeute" zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gebracht wird. Wenn es so weitergeht, dann wird der Dachs in einigen Jahren aus Pommerns Waldungen völlig verschwunden sein. Der geringe Schaden, den das bereits recht seltene Tier anrichtet, steht in gar keinem Verhältnis zu dem Verlust, den seine Ausrottung für die Urwüchsigkeit der deutschen Wälder mit sich bringen würde. Pommern besitzt so gut wie keine Reiherhorste mehr, die Störche stehen auf dem Aussterbeetat, die Wachtel droht in manchen Gegenden zu verschwinden, der Uhu ist eine große Seltenheit geworden, die Trappe kennt man kaum, die Hirschbestände gehen zurück, der Dachs stirbt aus. Wohin kommt es mit der pommerschen Landschaft, wenn es auf diesem Wege weiter geht! Wo sich ein verirrter Adler zeigt, wird er rücksichtslos heruntergeknallt, an der Küste wird allem, was hierher verschlagen wird, erbarmungslos der Garaus gemacht. Die wenigen Dachse, welche heute noch in pommerschen Revieren leben, können überhaupt keinen nennenswerten Schaden anrichten. Gänzlich zu verurteilen sind die Dressurjagden auf den Dachs, wie sie noch in Thüringen vor kurzer Zeit üblich waren. Hier sollte in Weidmannskreisen zuerst eine Umkehr zu besserer Einsicht erfolgen. Der wirkliche Jäger, der zugleich Heger und Pfleger des Waldes ist, weiß sehr wohl, welchen Verlust der pommersche Wald erleidet, wenn alle die Tiere, die ihn seit altersher bevölkerten und von denen die Volkspoesie Besitz ergriffen hat, ausgerottet werden. Dachsjagden sind nirgends mehr ein Gebot der Notwendigkeit. Sie sind sportliche Vergnügungen, von denen sich jeder rechte Weidmann fernhalten sollte.

P.

Heimatbücherei.

Heimatatlas für Pommern, herausgegeben im Auftrage und unter Mitarbeit des Pommerschen Lehrervereins von E. Gohrbandt und K. Reinke. Verlag List und von Bressendorf, Leipzig 1928. 16 S. 2,25 RM.

Bei billigem Preis bietet der Verlag ein sauber ausgeführtes, vorzügliches Kartenwerk, das in gedrängter kartographischer Darstellung alles erdkundlich Wissenswerte aus der pommerschen Heimat bringt. Ferner finden wir eine Karte zur Geschichte der Provinz von 1648 bis zur Gegenwart sowie verschiedene Karten über Wirtschaft und Kultur, Bodenarten, Elektrizitätsversorgung, Industrie- und Naturdenkmalpflege, Getreide- und Kartoffelanbau, Jugendherbergen, Bevölkerungsdichte, Großgrundbesitzverteilung, ländliche Siedlungsarten u. a. Für eine Neuauflage des den Schulen und allen Heimatfreunden zu empfehlenden Büchleins möchten wir auch einer Berücksichtigung der Volkskunde (Mundartenkarte, Rauchhausvorkommen und ähnliches) für wünschenswert halten.

S.

Tausend Jahre Plattdeutsch. Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900. Herausgegeben von Prof. Dr. Konrad Borchling und Hermann Quistorp. Verlag „De Eekboom", Glückstadt 1927. 333 S., halbleinen 5 Reichsmark.

Dieses Werk ist der erste glückliche Versuch einer niederdeutschen Literaturgeschichte und Anthologie, anfangend mit den ältesten Ueberlieferungen der altniedersächsischen Zeit bis zum Jahre 1900. Zur Einführung gibt Prof. Dr. Borchling eine 62 Seiten umfassende Uebersicht über den Entwicklungsgang des niederdeutschen Schrifttums bis 1900. In einem zweiten Bande soll die Uebersicht bis zur Gegenwart fortgeführt werden. Hieran schließt sich der Hauptteil, der eine vortreffliche Auswahl aus den wichtigsten Erzeugnissen niederdeutschen Schrifttums und niederdeutschen Dichtung bietet. Am Anfang stehen einige Proben des Altsächsischen, das vor etwa 1000 Jahren im norddeutschen Tiefland gesprochen wurde. Trotz der altertümlichen Wortformen klingt dem des Plattdeutschen Kundigen schon die Verwandtschaft mit dem späteren Niederdeutschen entgegen. Leichteren Verständnisses halber ist diesen Schriftproben überall die Uebersetzung beigefügt. Das Mittelniederdeutsche aber ist in der Entwicklung bereits so nahe an das heutige Plattdeutsch herangerückt, daß eine Uebersetzung nicht mehr nötig war. Bei liebevoller Vertiefung wird man sich leicht hineinlesen. Schwiegere Wortformen erklärt ein besonderes Wörterverzeichnis. Von den Dichtern und sprachlichen Werken der beiden letzten Jahrhunderte waren die Herausgeber bestrebt, möglichst Charakteristisches zu bieten. Hierbei sind von den bekannteren Dichtern des letzten Jahrhunderts, Klaus Groth, Fritz Reuter, John Brinkmann, mit gutem Grunde nur sehr wenige Proben gebracht, da ihre Werke hoffentlich noch genügend lebendig im Volke sind, so daß Raum für weniger Bekanntes gewonnen wurde. Für wenig geübte Leser des Plattdeutschen ist auch für diese Proben ein Wörterverzeichnis beigegeben. Das Buch dürfte überall, wo Plattdeutsch gesprochen wird, mit Freuden aufgenommen werden und auch zur Vertiefung des niederdeutschen Gedankens, der im Interesse unserer innerpolitischen Gesundung Beachtung verdient, beitragen.

S.